

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 4

Artikel: Unsere Ente : eine Wintergeschichte aus der Jugendzeit
Autor: Zimmermann, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich bin ewiges Gebet.

Ich bin ewiges Gebet,
daß vor meinem lieben Weib
ich die Gnade finde,
daß auf meinen armen Leib

sie recht bald die linde
Hand mir lege.
Ach, die Wege,
die ich gehe, sind Gebet.

Gustav Hans Graber, Bern.

Unsere Ente.

Eine Wintergeschichte aus der Jugendzeit von Arthur Zimmermann.

Wenn ich dem nachfolgenden Geschichtlein den Titel „Unsere Ente“ gebe, so ist das eigentlich etwas viel gesagt, denn sie ist nach ganz kurzer Besitzesfreude in das ausschließliche und unwiderrufliche Eigentum eines anderen übergegangen — eine Transaktion, die damals unser innerstes, kindliches Rechtsgefühl empörend verletzte und uns in tiefste Trauer versetzte. Sie ward nämlich, wie der geneigte Leser sehen wird, von einem der Väter unseres jugendlichen Freundschaftskleeblattes schlankweg aufgeessen, und noch heute kann ich mich lebhaft in unseren damaligen Erregungszustand hineinversetzen. Auch das zufriedene Schmunzeln auf dem Gesichte des den Vogel verzehrenden Rabenvaters ist mir jetzt noch gegenwärtig, und ich kann es heute, da ich auch schon Entenbraten gegessen habe, ganz gut verstehen, denn unsere Ente, — ich heiße sie nun einmal so, weil sie das trotz des unglücklichen Endes in unserer Erinnerung stetsfort geblieben ist — war ein hübsches, muskelkräftiges Exemplar ihrer Vogelgattung.

Item, ich will euch nun das Geschichtlein, so, wie es sich zugetragen hat, erzählen, wenn es euch recht ist und ihr ein wenig aufpassen wollt.

Es war tief im Winter. Seit drei Tagen hatte es draußen Stein und Bein gefroren, so daß wir die Halstücher fester banden und die Kappen tief über die Ohren zogen, als wir drei Unzertrennliche — der Klunge, der Kunz und ich — eines Mittags nach Schulschluß den Weg zu einer Entdeckungsreise der Reuß entlang, rund um die Au unter die Füße nahmen. Was wir eigentlich entdecken wollten, wußten wir selber nicht, vielleicht einen kleinen Schleifplatz, ganz allein für uns drei, — aber das tat ja auch nichts zur Sache: die Hauptsache für uns war, wieder einmal eine Stunde lang oder zwei in der herrlichen Winterluft uns zu tummeln und so recht aufs Geratewohl in der Welt herum zu tappeln.

So stapften wir denn durch den hohen halbgefrorenen Schnee dahin, einer hinter dem andern, in die Fußstapfen des Vordermannes tretend, zur Kölliker'schen Spinnerei hinunter und dann dem Flußufer entlang reußaufwärts. Unser Atem dampfte, wie wenn wir geraucht hätten, und dem Einen und Andern gefror bald ein Tröpfchen an der Nasenspitze, sodaß wir etwa

einmal mit dem Handrücken energisch darüber fahren, wenn es uns zu kalt wurde. Unweit vom Baumwollmagazin am obern Ende des Fabrikkanals traten wir durch das Ufergebüsch hinaus auf das fast trockenliegende Steinbett des Flusses, wo bald in hundert und aber hundert, von einem früheren Wasserstande her zurückgebliebenen Lümpeln, die von Luftblasen durchsetzten, glastafeldünnen Eisdecken unter unsern Fußtritten krachend splitterten und so ein für unsere Ohren recht ergögliches Geräusch verursachten. Wir machten gründliche Arbeit und kamen dementsprechend nur langsam vorwärts, aber es krachte und splitterte eben zu nett, als daß wir uns so bald von unserer fröhlichen Beschäftigung loszureißen vermocht hätten.

Plötzlich hielt der Emil Kunz, der uns andern bisher etwa zwanzig Schritte voraus war, in seiner Arbeit inne und äugte eine Weile scharf flussaufwärts. Dann winkte er uns mit leisem: Pst! Pst! zu sich heran und frug, als wir, neugierig, was los wäre, zu ihm hingeeilt waren, die Hand zeigend ausgestreckt:

„Was ist das dort vorne? Seht ihr den schwarzen Punkt dort in dem großen Lümpel, — Dort? — Seht ihr? Ist das ein Stück Holz oder ist das ein Vogel?“

Wir guckten scharf zu — sahen richtig den schwarzen Fleck, rieten hin und her, bis der Kunz und ich uns doch endlich auf ein Stück Holz geeinigt hatten.

Aber der Klunge rief plötzlich laut heraus:

„Nein, — nein — das ist kein Holz! Seht — es bewegt sich! Das ist meiner Seel ein Vogel!“ und schloß plötzlich mit einer verblüffenden Sicherheit: „Das ist eine Ente! Eine Wildente! Wenn wir jetzt nur den Hund bei uns hätten!“

Richtig — jetzt bewegte es sich wieder! — Ganz gewiß, das war ein Vogel! Und nun schossen wir, wie die Kugel aus dem Rohr, über Stock und Stein flussaufwärts, so rasch uns unsere Beine trugen, um womöglich des Tieres habhaft zu werden. Freilich trugen wir uns mit keinen großen Hoffnungen, denn Vögel konnten fliegen, wie wir wußten — aber trotzdem, versuchen wollten wir's wenigstens, man konnte ja nie wissen, ob das Glück uns doch am Ende nicht hold war.

Als wir uns etwa auf hundert Schritte dem Platze genähert hatten, da war gar kein Zweifel mehr. Es war ein Vogel und, wie der Klunge, der sich überhaupt in solchen Dingen auskannte, richtig geraten hatte — eine Wildente. Und immer noch saß sie auf dem gleichen Platz, obwohl sie uns gehört und gesehen haben mußte, denn sie kreischte wiederholt laut auf, was unsere Eile auf das höchste anspornte.

Wieder waren wir fünfzig Schritte näher gekommen, ohne daß das Tier

Miene machte, fortzufliegen, und nachdem wir bis auf zwanzig Schritte Entfernung vorgerückt waren, saß es noch immer auf dem selben Fleck.

„Eine merkwürdige Ente, die vor drei daherstürmenden Buben nicht davonfliegt!“, dachten wir und im nächsten Augenblicke: „Wart, dich kriegen wir — dich kriegen wir!“

Endlich standen wir dicht vor dem Tiere, das hell und ängstlich kreischte, wütend mit einem Flügel um sich schlug und doch nicht vom Plaze kam, obwohl es sich alle Mühe gab, der drohenden Gefangenschaft zu entgehen.

Und nun war das Rätsel auch schon gelöst.

Die Wildente, die uns mit klugen, erschreckten Augen ansah, war auf der linken Seite flügelahm geschossen worden, mußte dem wildernden Jäger aber doch entkommen sein und war dann in einer der letzten bitter kalten Nächte, nachdem sie sich auf dem Wassergumpen niedergelassen hatte, elend eingefroren, sodaß sie, wenn wir sie nicht entdeckt hätten, wohl in Bälde zu Grunde gegangen wäre.

Man kann sich unsere Freude denken. Erst führten wir einen richtigen Indianertanz um unseren Gefangenen auf, um ihn dann von allen Seiten einer eingehenden Inspektion zu unterziehen.

Denkt nur: eine richtige Wildente! Was das uns für ein Ansehen vor unsern Kameraden geben mußte, wenn die unser Jagdabenteuer erfuhren!

Lange Zeit umkauerten wir so den Vogel, bewunderten gebührend den schimmernden stahlblauen Brustlaß, den feinen Kopf mit dem schwarzen Haarschopf und machten uns endlich daran, ihn aus seinem Gefängnis zu befreien.

Daß wir dabei mit aller Vorsicht vorgingen, könnt ihr euch vorstellen; aber es dauerte eine ordentliche Weile, bis der Klunge endlich das sich eine Zeitlang wütend wehrende und mit dem Schnabel um sich beißende Tier ebenso zart als fest mit der einen Hand um den Hals, mit der andern am gesunden Flügel gefaßt hatte, und wir andern zwei daran gehen konnten, das Eis um dasselbe herum vorsichtig einzuschlagen. Als es endlich einsah, daß es ihm doch nichts nützte, duckte es sich schließlich auf dem Arm Klunge's ruhig zusammen und triumphierend eilten wir nach glücklich vollendeter Befreiung mit unserer Beute zur Fabrik zurück. Dort ließen wir uns vom Fabrik-schlosser einen Korb geben und trugen darin die Ente nach Hause, d. h. ins Haus Klunge's, der sagte, daß sie daheim in der Küche einen Hühnerstall hätten, wo man das Tier einsperren, sich erholen lassen und auffüttern wollte.

Wir wollten aber im Hause Niemand etwas von unserem Fange erzählen, um uns so lange als möglich die Freude an ihm zu erhalten; nur dem Kunz und mir sollte es gestattet sein, jeden Tag bei Klunge vorbeizukommen und einer Fütterung beizuwohnen.

So schlichen wir uns denn mit unserem Korbe trepphinauf in des Freun-

des Wohnung und — wir trafen es gut — in die leere Küche, wo wir das Tier in dem kleinen Geflügelverschlag unter dem Schüttstein wohl versorgten, ihm Futter vorsetzten und sorglich das Türlein hinter ihm abschlossen. Dann tollten wir wieder die Stiegen hinunter und hinaus, um in allen Gassen und Gäßlein den Kameraden unser unerhörtes Jagdglück zu verkünden und uns gehörig anstaunen zu lassen. Nachts aber gingen wir zu Bett, mit dem schönen tröstlichen Gedanken, morgen unsere liebe Ente wiederzusehen, die dieser herrliche Winter uns so unerwartet zum Angebinde gemacht hatte.

Doch es sollte leider anders kommen.

Während wir in Schlafes Armen ruhten, schwarze Nacht auf dem Städtchen lag und auch in der Klunge'schen Küche undurchdringliche Finsternis herrschte, trippelte unsere Ente unruhig und gedankenvoll in ihrem Hühnerkäfig auf und ab. Sie fühlte sich merklich wohler als heute Mittag in der winterlichen Kälte draußen auf dem Reußtümpel; sie hatte gut und ausgiebig gefressen, der linke Flügel tat ihr auch weniger weh, als vor ein paar Stunden, sodaß sie eigentlich ruhig hätte schlafen können. Aber der Wund stach sie gewaltig, wo sie sich eigentlich befände, denn im Korbe hatte sie beim Transport nichts von der Außenwelt sehen können und der Hühnerkäfig stand ziemlich weit unter dem Schüttstein an der Wand, sodaß man auch von dort aus, besonders des Abends und des Nachts, keine allzugroße Aussicht hatte.

Der Gedanke, einmal etwas Umschau in ihrem neuen Revier zu halten, ließ sie nicht mehr los, und probierend, ob sie nicht aus dem Verschlag heraus könnte, pickte sie mit ihrem breiten Schnabel an die Holzstäbe ihres Käfigs. Erst schien es nicht zu gelingen, plötzlich aber, nach einem etwas heftigeren Schnabelhieb, fiel das Holzriegelchen am Käfigtürlein lang herab, sodaß dieses bei einem weiteren Stoß aufsprang: Der Weg in die Küche war frei, und zufrieden und entdeckungsfroh watschelte unsere Ente hinaus auf den Küchenboden und weiter hinein in die tiefe Finsternis.

Eine leichte Helligkeit in einer Küchenecke zog sie an und wundernd schritt sie dem fernen Scheine entgegen. Er kam vom Kochherd, wo aus der offenen Feuerstelle heraus einige noch glühende kleine Kohlen ein magisches, unsicheres Licht ausstrahlten.

Je näher die Ente kam, um so wärmer wurde es ihr und ein um so größeres Wohlbehagen empfand sie. Sehnsüchtig wackelte sie der Wärmequelle entgegen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie mit jedem Tritte der Erfüllung eines tragischen Geschickes näher kam, das drohend über ihrem kleinen Entenkopfe sich zusammen braute.

Jetzt stand sie vor dem Herd, — jetzt ein Hupf und sie befand sich auf dem Feuervorplatz und betrachtete mit seitwärtsgeneigtem Kopf verdächtig

die rotglühenden Kohlenreste. Dann noch ein Hupf, und sie war oben auf dem zweilöchrigen Kochherd und trat im nächsten Augenblick ins Leere. Sie fiel aber nicht tief — sie war bloß in eine Pfanne gepurzelt, deren glatte Wandungen sie aber sogleich so mollig und gastlich umfingen, daß es ihr sofort recht behaglich wurde. Dazu war es da drin so gemütlich warm, daß die Ente es sich bald bequem machte und so recht, wie man sagt, sich häuslich niederließ. Sie reckte sich wohligh zurecht, schlug noch einmal, sich dehnend, mit dem einen Flügel aus, wie etwa ein Mensch sich vor dem Einschlafen im Bette behaglich streckt und duckte sich plötzlich tief zusammen, als im nächsten Augenblicke mit in der Finsterheit unheimlichem Geräusch etwas auf die Pfanne fiel und sie völlig zudeckte. Es war ein Blechdeckel, der schräg an der Wand gestanden, ins Rutschen geraten — und im Falle, just wie es sich gehörte, auf die Pfanne zu liegen gekommen war. Einen Augenblick verhielt sich die Ente ganz ruhig, dann, als nichts mehr geschah und sie ganz gut lag, versank sie in ein stilles, geruhiges Dösen, drehte dann, wie in einem festen Entschlusse, endgiltig da zu bleiben, den Kopf ins Genick, streckte den Schnabel tief in die Rücken- und Schulterfedern und schlief ein.

Sie schlief sehr tief und fest, wie man es nach den vielen Unbilden ihrer letzten Zeit übrigens erwarten konnte — so tief, daß sie nicht einmal das Eintreten der Klunge'schen Magd in die Küche hörte, als diese in der Morgenfrühe des andern Tages so gegen halb sieben Uhr erschien, um das gewohnte Kaffeefrühstück zu bereiten.

Das schon recht ältliche Fineli — es mochte gegen die vierzig gehen — hatte auch noch den Schlaf in den Augen und tat ihre Arbeit mehr mechanisch als bewußt. Halb im Traume fast, mit geschlossenen Augen, trat sie zum Feuerherd, griff nach der dort im Loch steckenden Pfanne, um mit dem großen Schöpfer aus der mächtigen Kupfergelte Wasser zum Kaffeefieden darein zu gießen.

Das ging alles so langsam und ruhig, daß die Ente weder beim Gang Fineli's zur Wassergelte, noch beim Abheben des Pfannendeckels erwachte — sie mochte bei dem angenehm wiegenden Schwanken beim Transport wohl von einer wellig bewegten Wasserfläche träumen, darauf sie in sommerlicher linder Abendluft herumschwimme.

Erst als die Magd, immer noch mit geschlossenen Augen, nun den vollen Schöpfer auf das schlummernde Tier heruntergoß, gab's ein erschrecktes Erwachen.

Es war schon mehr eine Katastrophe.

Raum, daß der volle kalte Strahl der Ente über das Gefieder und in die Augen lief — brrrrrr! — schoß sie flatternd und aus voller Lunge schnatternd, aus der Pfanne empor, sodaß sie in der Dunkelheit der Küche, die bloß von einem Petroleumlämplein erleuchtet war, einem Menschenkinde,

besonders wenn es noch halb schlief, wie der leibhaftige Gottseibeius vor- kommen konnte, der sich seiner bemächtigen wollte. So geschah es auch bei der braven, bestandenen und sehr frommen Jungfrau Fineli Epprecht, die nun allerdings bei dem Geflatter und Geschrei des Tieres die Augen plötzlich nicht übel aufriß, wie ihr euch vorstellen könnt. Und da sie, wie gesagt, eine sehr fromme und strenggläubige Person war, ist es zu verzeihen, wenn sie beim Anblick des schwarzen flatternden Vogels in Tat und Wahrheit glaubte, den Satan in Person vor sich zu erblicken. Mit dem freischendenden Ausrufe: Der Teufel — der Teufel, ließ sie Pfanne und Wasserschöpfer fahren, die mit Donneregepolter und schrillum Geflirr auf dem Fußboden aufschlugen und mit dem Geschrei und dem Geflatter des Entenvogels einen recht höllischen Spektakel hervorriefen, wandte sich zur Flucht, rannte dabei in der Dunkelheit gegen eine Küchenstabelle, die sie zu Falle brachte, und lag im nächsten Augenblicke auf dem Rücken, Arme und Beine strampelnd in die Luft gestreckt. Und immer noch scholl es dröhnend, hysterisch gellend durchs ganze Haus: der Teufel — der Teufel — der Teufel!

Im Handumdrehen war alles, was im Klunge'schen Hause lebte und lebte, auf den Beinen. Der Vater Klunge und die Mutter Klunge, der Eduardli und die uralte Großmutter Schneebeli, die im benachbarten Alkoven das höllische Konzert aus nächster Nähe serviert bekommen — alles rannte der Küche zu, in hellem Schrecken und größter Aufregung, zu sehen, was da für ein Unglück passiert wäre.

Aber der Vater Klunge glaubte nicht an den Teufel, trotzdem das Fineli, welches man wieder auf die Beine gestellt hatte und das noch immer am ganzen Leibe wie ein Espenlaub zitterte, immer und immer wieder erklärte, er und kein anderer sei es gewesen.

Auch der Eduardli glaubte nicht an ihn. Im Gegenteil, er wußte ganz genau schon von Anfang an, was das für eine Erscheinung gewesen war, die das Fineli zu Fall gebracht hatte. Aber er sagte vorläufig nichts.

Der Vater Klunge aber ging der Sache auf den Grund. Er durchsuchte bei besserer Beleuchtung die ganze Küche aufs genaueste und fand endlich, in der dunkelsten Ecke hinter dem Feuerherd, verstört zusammen gekauert, den Entenvogel, den er jetzt am Halse triumphierend in die Höhe hielt.

„Da wäre ja das Corpus delicti!“ rief er, „Seht — seht — eine richtige Wildente! Aber wie kommt das Vieh nur hieher — das möcht' ich gern wissen?“

Da meldete sich der Eduard zum Wort und erzählte dem Vater die ganze Entengeschichte vom Tage vorher, vom Fange der Ente an bis zu ihrer Internierung im Hühnerstall der väterlichen Küche.

So löste sich schließlich alles in Wohlgefallen auf.

Der Vater Klunge aber sprach: „Das ist nun alles schön und recht, aber Gerechtigkeit muß Gerechtigkeit bleiben. Ein Vogel, der solchen Unfug anrichtet und eine brave Magd fast zu Tode erschreckt, hat sein Leben verwirkt. Ich will wieder einmal Wildentenbraten essen.“ Damit drehte er „unserer“ Ente den Hals um und überreichte den Vogel dem bei der Exekution immer energischer mit dem Kopfe nickenden Fineli zu weiterer Behandlung.

Darauf verließ sich die Gesellschaft wieder. Die Großmutter Schneebeli verschwand in ihrem Alkoven und kroch wieder ins noch warme Bett, die Mutter Klunge, die noch im höchsten Negligée auf dem Schauplatz erschienen war, zog sich zur Vollendung ihrer Toilette eiligst in ihre Gemächer zurück, und der Vater und der Eduard gingen in die Stube, um aufs Morgenessen zu warten, wobei der Letztere dem ersteren die Entengeschichte noch einmal und noch einmal erzählen mußte. In der Küche aber nahm sich das Fineli, nachdem es das Kaffeewasser und die Milch auf den angefeuerten Herd gestellt, die arme Ente vor, um sie noch warm zu rupfen, und bei jedem Griff in das blau-schwarz-weiße Gefieder, hat der Eduard uns nachher erzählt, knurrte sie zwischen ihren Zahnlücken hindurch: „Du verfluchter Vogel — du verfluchter Vogel!“

Als wir dem Eduard, der uns auf dem Schulweg die böse Geschichte erzählte, den Wunsch aussprachen, ob wir die Ente nicht wenigstens noch einmal sehen könnten, verneinte dieser das. „Sie liege schon in der Beize und wir würden sie doch nicht mehr erkennen können,“ sagte er, „aber kommt am nächsten Donnerstag nach der Schule mit mir heim, da wird sie der Vater essen und vielleicht fällt dann für uns drei Jäger auch etwas ab davon.“ Wir fanden uns, der Emil Kunz und ich, auch richtig zur bestimmten Zeit ein und standen, derweil die Klunge'sche Familie zu Tische saß und die Suppe löffelte, abseits am Fenster und tuschelten miteinander. Und dann erschien der Entenbraten und verbreitete einen so reizenden Geruch im ganzen Zimmer, daß uns das Wasser im Munde zusammenlief und wir mit gar lüsternen Blicken an ihm hingen. Auch der Vater Klunge schmunzelte, als er den Braten zum Berlegen auf den Teller herausnahm. Aber schon während des Berlegens blickte er plötzlich zu uns hin und bemerkte auf einmal trocken: „Ihr Buben, ihr müßt nun jedenfalls auch nach Hause, euere Leute essen doch wohl auch um diese Zeit!“

Das war deutlich. Was wollten wir anderes machen? So griffen wir denn nach unsern Rappen, nahmen noch einmal mit fast gestielten Augen Abschied von „unserer“ Ente, sagten Adieu und drückten uns verlegen.

Der einzige Trost bei der für uns so ganz und gar unglücklich verlaufenen Entengeschichte war der, daß — wie er uns nachher bekannte — auch der Eduard nichts von dem knusprigen Braten gekriegt hat, den sein Vater mutterseelenallein mit Stumpf und Stiel aß.

Und alles ist nur ein Vorübergehn.

Und alles ist nur ein Vorübergehn,
Still wie die Winde durch die Lande wehn:
Das Blatt, das gierig sich am Aste hält,
Und endlich zwischen staubige Gräser fällt.
Die Frucht, gleich einer weichen Kinderwange,
Will erdenwärts im dunklen Schicksalsdrange.
Die stolze Wolke überm Bergesrand,
Sie leuchtet, glüht und fällt verträumt aufs Land.
Der Vogel, der den blauen Raum durchfliegt,
Sinkt müde, von dem Licht des Tags besiegt.
Und du, mein Herz, was soll dein wildes Beben?
Auch Glück ist nur ein kurz' Vorüberschweben.
Auch Glück ist nur ein schwindendes Geschehn,
Ein jähes, schönes Rosenblätterwehn.

Gertrud Bürgi, Zürich.

Biel- und Maßhalten.

Von Dr. A. Zimmermann.

Die Gesundheit, lieber Leser, ist ein Gut, das gerade so sorgfältig wie irgend eine Vermögenssache verwaltet werden muß. Und zwar ist sie ein uns anvertrautes Gut, dem gegenüber daher auch die Verantwortlichkeit größer ist, ähnlich wie jene eines Bankiers oder Verwalters gegenüber ihnen anvertrauten Mündelgeldern.

Diese Verantwortlichkeit erstreckt sich auf drei Gebiete. Wir sind für unsere Gesundheit verantwortlich gegenüber uns selbst, gegenüber unserer Persönlichkeit als solcher — verantwortlich für sie im Hinblick auf unsere Angehörigen, unsere Familien, für die wir zu sorgen haben, und verantwortlich gegenüber — dem Staate, für dessen Wohlfahrt unsere Gesundheit als volkswirtschaftlicher Faktor, der Staatsvermögen darstellt, von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Was die Verantwortlichkeit der eigenen Persönlichkeit gegenüber anbelangt, so ist sie eine durchaus ethische Forderung — eine Forderung der Selbstachtung und des Anstandes. Es ist Pflicht des Einzelnen, den ihm — sagen wir von Gott oder von der Natur geschenkten Körper, dieses feinste dynamische Kunstwerk, das auf der Welt existiert, so zu besorgen, und — die natürlichen Abnutzungen des Alters vorbehalten — in einem solchen Zustande zu erhalten, daß wir jederzeit und mit gutem Gewissen darüber Rechenschaft ablegen dürfen.

So wenig uns ein nachlässiger Mensch, der in Bezug auf seine Kleider